

Kausale Rekonstruktion: Theoretische Aussagen
im akteurzentrierten Institutionalismus

Renate Mayntz

Mannheimer Vorträge 17

2002

Kausale Rekonstruktion: Theoretische Aussagen im akteurzentrierten Institutionalismus

Der akteurzentrierte Institutionalismus wurde am Kölner MPIfG semantisch aus der Taufe gehoben und hat sich inzwischen trotz der ungelungenen Wortschöpfung erstaunlich weit verbreitet, wie eine Zitationsanalyse belegen würde, die auch Monographien und Buchkapitel berücksichtigt. Der akteurzentrierte Institutionalismus ist Teil einer facettenreichen Renaissance institutionalistischer Ansätze, die etwa seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Soziologie, Politikwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft stattfand. Gemeinsam ist diesen Ansätzen die Abkehr vom empiriefernen Bau theoretischer Modelle zugunsten eines intensiven Interesses am verstehenden Nachvollzug sozialer (einschließlich politischer und ökonomischer) Entwicklungen und Ereignisse – wobei Verstehen hier nicht wie bei Max Weber Sinnverstehen bedeutet, sondern Einsicht in Verursachungszusammenhänge. Der akteurzentrierte Institutionalismus ist keine gegenstandsbezogene Theorie, sondern ein analytischer Ansatz, der sich auf unterschiedliche Gegenstände anwenden bzw. zur Erklärung unterschiedlicher Explananda einsetzen läßt. Aber wie alle analytischen Ansätze macht er generelle Annahmen über die wesentlichen Triebkräfte des sozialen Geschehens und damit über die Eigenart der besonders erklärungskräftigen Faktoren. Beim akteurzentrierten Institutionalismus sind das Institutionen auf der einen und ihre Interessen verfolgende Akteure auf der anderen Seite. Die Grundannahme des Ansatzes ist, daß Institutionen Handlungschancen vorgeben und dem Handeln zugleich Grenzen setzen, ohne es jedoch zu determinieren. Zwei weitere Besonderheiten des Ansatzes, die sein Etikett nicht explizit macht, sind die Tatsache, daß nicht Individuen, sondern korporative Akteure (formale Organisationen) bzw. deren Repräsentanten im Zentrum des Interesses stehen, und daß es sich bei den Explananda typischerweise um komplexe Makrophänomene handelt, z.B. um den Wandel im System industrieller Beziehungen, die Veränderung der Regulierungsstruktur im Bankenwesen oder die Beeinflussung der Steuerpolitik durch die europäische Integration.

Die zur empirischen Untersuchung derartiger sozialer Makrophänomene in der Perspektive des akteurzentrierten Institutionalismus meist angewandte Methode habe ich als „kausale Rekonstruktion“ bezeichnet (Mayntz 2002). Bei der kausalen Rekonstruktion versucht man, ein Makrophänomen durch Identifikation der für sein Zustandekommen verantwortlichen Prozesse und Wechselwirkungen zu erklären. Nicht Abstraktion und maximale Vereinfachung sind dabei das Ziel, sondern Konkretisierung und hinreichende Komplexität der Erklärung. Die kausale Rekonstruktion setzt sich damit ab von Ansätzen, bei denen es zentral um den Nachweis statischer Zusammenhänge zwischen wenigen Variablen geht. Derartige Ansätze sind aus guten Gründen weit verbreitet, wo es sich um die Erklärung einer bestimmten Varianz individuellen Handelns in größeren Populationen handelt, also z.B. um das Wahlverhalten oder das Reproduktionsverhalten in einer Bevölkerung oder um über Zeit wechselnde Studienfachpräferenzen. Die Suche nach Beziehungen der Kovariation zwischen Variablen bzw. nach statistisch signifikanten Wenn – Dann-Beziehungen entspricht den methodischen Regeln einer analytischen Wissenschaftstheorie, die sich eher am Vorbild der mit Vielteilchensystemen invarianter Elemente beschäftigten Physik als am Vorbild der biologischen und historischen Wissenschaften orientiert. Zuverlässige Aussagen über Kausalzusammenhänge auf der Basis empirisch ermittelter Kovariationen setzen voraus, daß wir es mit zahlreichen Einheiten und nur wenigen relevanten Faktoren zu tun haben. Diese Voraussetzungen sind bei der empirischen Analyse sozialer Makrophänomene schwer zu erfüllen. Zwar lassen sich auch die meisten sozialen Makrophänomene unter einen allgemeinen Begriff bringen, aber die Zahl vergleichbarer Makrosysteme – von entwickelten Industrienationen, kapitalistischen Wirtschaften, Systemen der Gesundheitsversorgung usw. – bleibt fast immer klein. Die Anwendung quantitativer Analysemethoden steht infolgedessen vor dem bekannten Small-N-Problem.

Um dieses methodische Problem zu lösen und den Ansprüchen der analytischen Wissenschaftstheorie an zuverlässige Kausalaussagen gerecht zu werden sind Verfahren entwickelt worden, die es auch bei kleinem N erlauben, durch den systematischen (und möglichst quantifizierenden) Vergleich mehrerer Fälle zu allgemeinen Aussagen über den

Zusammenhang zwischen einer abhängigen und mehreren unabhängigen Merkmalen auf der Makroebene (Systemmerkmalen) zu kommen. Ein solches Verfahren ist die in der vergleichenden politischen Ökonomie seit einiger Zeit zum Standard avancierte kombinierte Zeitreihen-Querschnitt-Analyse (*pooled time-series-cross-section analysis*¹), ein anderes das auf der Boole'schen Algebra basierende Verfahren von Ragin (1987). Aber welche dieser Methoden man auch benutzt,² sie ergeben am Ende nur Aussagen über Merkmale oder Merkmalskombinationen, die zusammen mit einem als abhängige Variable fungierenden Merkmal auftreten oder variieren, wobei nicht nur die Art, sondern oft sogar die Existenz eines Kausalzusammenhangs unerklärt bleibt. Hinzu kommen vielfache Zweifel an der Gültigkeit der quantitativen Operationalisierung der Variablen, die einer Regressionsanalyse unterzogen werden. Aus diesen Gründen wird der Erkenntniswert der Ergebnisse formalisierter und möglichst quantifizierter Small-N-Vergleiche immer öfter in Frage gestellt. Die kausale Rekonstruktion wählt deshalb eine andere kognitive Strategie, die Strategie der empirischen Identifikation von Kausalzusammenhängen auf der Basis einer möglichst breiten Erfassung der an der „Bewirkung einer Wirkung“ beteiligten situativen Gegebenheiten und Handlungen korporativer und kollektiver Akteure.

Die kausale Rekonstruktion, die ihre Ergebnisse in diskursiver, qualitativer Form präsentiert, ist schon immer für Fallstudien im Makrobereich kennzeichnend gewesen. Dabei gilt in qualitativen Studien, deren Explanandum ein historischer Einzelfall ist, das Erkenntnisinteresse oft der Identifikation wichtiger systemischer Besonderheiten (z.B. des „deutschen Modells“) bzw. einem realen Entwicklungstrend (z.B. der „Unitarisierung“ eines föderalen Systems). Die kausale Rekonstruktion wird jedoch auch vielfach in der vergleichenden politikwissenschaftlichen Forschung verwandt, z.B. bei der Untersuchung der *varieties of capitalism* (Crouch/ Streeck 1997), dem Vergleich der Beschäftigungswirkungen verschiedener wohlfahrtsstaatlicher Systeme (Scharpf/ Schmidt 2000) oder der Umweltschutzregimes in verschiedenen Ländern der Europäischen Union (Héritier u.a. 1996). Dabei werden selbstverständlich auch quantitative Daten zur Kennzeichnung der Fälle benutzt; im Zentrum des Interesses stehen jedoch Akteurkonstellationen und institutionelle Merkmale, z.B. die dominante Form der Gesundheitsvor-

sorge oder Existenz und Ausgestaltung staatlicher Einrichtungen wie eines Zweikammersystems oder einer Zentralbank. Speziell in der vergleichenden Forschung geht es darum, auch verallgemeinerbare Schlußfolgerungen über Kausalzusammenhänge zu ziehen und damit einen Beitrag zur generalisierenden Theoriebildung zu leisten. Bei der kausalen Rekonstruktion erschöpfen sich diese Schlußfolgerungen nicht darin, die Kovariation bestimmter Merkmale zu konstatieren. Auf der Makroebene gibt es mehr als Kovariationen, worüber sich etwas aussagen läßt - und worüber der akteurzentrierte Institutionalismus etwas aussagen will. Dies genau ist der Ansatzpunkt für die folgenden Überlegungen: Welche Arten von Zusammenhängen können Gegenstand theoretischer Verallgemeinerungen bei der kausalen Rekonstruktion von sozialen Makrophänomenen sein? Die Beantwortung dieser Frage verlangt es, sich zunächst die *Beschaffenheit*, die besondere Natur sozialer Makrophänomene zu vergegenwärtigen.

Die Möglichkeit, allgemeine Kausalaussagen zu treffen, ist grundsätzlich ontologisch bedingt: Sie beruht auf der Existenz wiederholbarer Zusammenhänge. Es fragt sich jedoch, ob diese ontologische Voraussetzung in allen Bereichen der Wirklichkeit gleichermaßen erfüllt ist. Die analytische Wissenschaftstheorie thematisiert die mögliche Varianz ontologischer Voraussetzungen nicht; tatsächlich beruht ja auch das Konzept einer einheitlichen wissenschaftlichen Methode auf der Annahme, daß die ontologischen Voraussetzungen für das Treffen allgemeiner Kausalaussagen in allen wissenschaftlicher Analyse zugänglichen Gebieten gleichermaßen erfüllt sind. Damit aber wird die Frage nach der möglichen *Varianz* ontologischer Voraussetzungen zu einer Ja/Nein-Entscheidung vereinfacht, aus der dann die grundsätzliche Trennung zwischen nomothetischen und idiographischen Disziplinen folgt. Dagegen haben beispielsweise Biologen insistiert, daß die Kausalstrukturen im Bereich lebender Systeme andere sind als die, mit denen es die Physik zu tun hat, ohne daß es deshalb unmöglich sei, Verallgemeinerungen über biologische Zusammenhänge zu formulieren (Mayr 1998, Mitchell 2000). Ähnlich beharren Sozialwissenschaftler trotz der evidenten ontologischen Besonderheiten der Welt des Sozialen auf der Theoriefähigkeit ihrer Disziplin. Dennoch fehlt in der Wissenschaftstheorie bislang eine systematische Reflektion über die Verschiedenheit

von Kausalstrukturen in unterschiedlichen Bereichen der Wirklichkeit und ihre methodologischen Folgen.

Die am häufigsten betonte ontologische Besonderheit der Welt des Sozialen liegt in der Eigenart der sie konstituierenden Elemente, in der menschlichen Fähigkeit zu intentionalem Handeln, zu Reflexivität und Empathie. Diese Besonderheit schließt aber nicht die Existenz kausal erklärbarer empirischer Regelmäßigkeiten aus. Schließlich haben auch Organismen, Zellen und sogar Atome „Dispositionsmerkmale“, die, wie Intentionen beim Menschen, ihr Verhalten bestimmen. Der wesentliche Unterschied ist, daß zumindest die Verhaltensdispositionen von Atomen, Molekülen, Genen und Zellen gewissermaßen „fest verdrahtet“, beim Menschen (und in geringerem Grade bei anderen Lebewesen) jedoch in Grenzen wählbar sind. Das bedingt die Bedeutung externer und zugleich auch ideeller Ordnungsfaktoren für die in der sozialen Welt beobachtbaren empirischen Regelmäßigkeiten. Auf sie hat sich denn auch das wissenschaftliche Interesse eines Durkheim oder Max Weber konzentriert.

Die generellen Besonderheiten der Welt des Sozialen, nämlich die geringe Festgelegtheit des menschlichen Handelns und die prägende Bedeutung ideeller Faktoren wie Normen und Wissen reichen zwar aus, um die hohe Varianz sozialer Phänomene in zeitlicher und räumlicher, besser: kulturgeographischer Hinsicht zu erklären. Das mag der Mikrosoziologie genügen, die das Verhalten bestimmter Kategorien von Menschen in bestimmten Situationen erklären will, reicht aber nicht aus für eine theoretisch ambitionierte Beschäftigung mit sozialen Makrophänomenen. Wenn, wie ich hier behaupte, ein Zusammenhang besteht zwischen der *Beschaffenheit* einer bestimmten Kategorie von Phänomenen und der über sie *möglichen Verallgemeinerungen*, dann ist es für die kausale Rekonstruktion sozialer Makrophänomene wichtig, sich genauer mit ihren ontologischen Merkmalen zu befassen.³

Schließt man von den Schwierigkeiten, mit denen eine theoretisch ambitionierte Forschung über soziale Makrophänomene zu kämpfen hat, zurück auf den Charakter dieser Phänomene, dann stechen vor allem vier ontologische Besonderheiten ins Auge: Soziale Makrophänomene sind in der Regel kontingent, prozeßhaft und sowohl historisch wie von der strukturellen Komplexität sozialer Makrosysteme geprägt. Diese ontologischen Merkmale umschreiben das Repertoire an theoretischen Aus-

sagen, die bei der kausalen Rekonstruktion sozialer Makrophänomene möglich sind. Sie spannen einen mehrdimensionalen Merkmalsraum auf, der auf die verschiedenen Fragen verweist, die man an ein konkretes Untersuchungsobjekt stellen kann, und die fast alle im Rahmen der heute üblichen quantifizierenden Studien bei kleiner Fallzahl nicht beantwortet werden können und daher auch nicht gestellt werden. Die Vergegenwärtigung dieses Merkmalsraums ist auch dann wichtig, wenn in empirischen Analysen niemals alle, sondern oft nur eine dieser Dimensionen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt werden – beim historischen Institutionalismus die Historizität, bei Untersuchungen über den Einfluß institutioneller Differenzen auf ökonomische Leistung die Kontingenz oder bei Studien zur Pfadabhängigkeit technischer Entwicklungen die Prozessualität.

Abbildung 1

<i>Ontologische Merkmale</i>	<i>Aussagen über</i>
Multikausalität	Kontingente Zusammenhänge Komplexe Interdependenzen
Prozessualität	Mechanismen
Historizität	„Pfadabhängigkeit“ (Sequenz-Wirkungen; Wirkung von $X_{t_1} \rightarrow Y_{t_2}$)
Strukturelle Komplexität	Aggregateffekte Konstellationseffekte Systemische Interdependenzen Funktionale Zusammenhänge

Abbildung 1 stellt überblicksartig die im Folgenden zu kommentierenden ontologischen Merkmale und die Arten der auf sie bezogenen generalisierenden Aussagen zusammen. Wie gleich noch deutlicher werden wird, kennzeichnen die meisten der dort aufgeführten ontologischen Merkmale nicht nur soziale Makrophänomene,⁴ doch werden sie bei der kausalen Rekonstruktion von Makrophänomenen gezielt und explizit zum Ausgangspunkt der Analyse. Die verschiedenen Aussageformen

ihreseite sind erkennbar aus der Perspektive des akteurzentrierten Institutionalismus (und nicht etwa der Luhmannschen Systemtheorie) formuliert; so werden auch bei allen Aussageformen Akteure und ihr Handeln als zentrale Elemente vorausgesetzt. Es geht mir hier also nicht darum, einen grundsätzlichen und gar noch ontologisch begründeten Gegensatz zwischen der kausalen Rekonstruktion von Makrophänomenen und der mit Individualdaten arbeitenden quantitativen Sozialforschung zu konstruieren, sondern darum, die Besonderheiten einer bestimmten Perspektive herauszuarbeiten.

Eine Folge der hohen Variabilität der Elemente und Beziehungen in sozialen Systemen ist die Tatsache, daß es in der Welt des Sozialen generell kaum universelle, deterministische Zusammenhänge zwischen zwei in ihren möglichen Ausprägungen unverändert bleibenden Variablen gibt. Vielmehr herrscht Multikausalität und damit Kontingenz: Nicht nur einzelne Ereignisse, sondern auch beobachtbare Regelmäßigkeiten sind durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren bedingt, wobei auch verschiedene Faktorenbündel die gleiche Wirkung zeitigen können. In sozialen Vielteilchensystemen, also wenn es um das Verhalten der Elemente in größeren Populationen geht, wird der Tatsache der Multikausalität in Grenzen durch Regressionsanalysen Rechnung getragen; dasselbe wird, wie schon kurz erwähnt, heute auch bei kleinen Fallzahlen in der vergleichenden politischen Ökonomie versucht. Diese Verfahren können zwar Multikausalität erfassen, unterstellen jedoch in der Regel die Unabhängigkeit der Fälle, die Asymmetrie der kausalen Beziehung und die Additivität der Effekte (Kittel 2002). Bei der kausalen Rekonstruktion ist das Erkenntnisinteresse im Unterschied zu derartigen quantifizierenden Verfahren darauf gerichtet, komplexe Kausalstrukturen als solche zu erfassen und als Geflecht von Wirkungszusammenhängen darzustellen. Ausgangspunkt ist auch hier die Existenz von bedingten (kontingenten) Zusammenhängen, doch geht es nicht nur darum, kausal relevante Faktoren herauszuarbeiten, die sonst in der Black Box der Ceteris-paribus-Klausel verschwinden, sondern man untersucht sie gezielt auf die Art ihres interdependenten Zusammenwirkens hin.⁵ Die Analyse gilt also einem *System von Wirkungszusammenhängen*; dadurch unterscheidet sich dieser Ansatz auch von dem formalisierten, makro-qualitativen Verfahren von Ragin (1987). Ein solcher

komplexer Wirkungszusammenhang war z.B. das Ergebnis der vergleichenden Länderstudie von Scharpf und Schmidt (2000) über die Bewältigung der durch Ölpreisschock und ökonomische Globalisierung verursachten Probleme unter unterschiedlichen strukturellen, institutionellen und politischen Bedingungen. Komplexe, auf der Basis vergleichender Studien ermittelte Wirkungszusammenhänge lassen sich modellhaft darstellen und sind in dieser Form eine theoretische (verallgemeinernde) Aussage mit einem begrenzten, aber eindeutig über den Einzelfall hinausgehenden Geltungsbereich.

Prozeßhaftigkeit ist, wie Multikausalität, nicht nur für soziale Makrophänomene kennzeichnend. Jedes Bewirken einer Wirkung, ja selbst jede Handlung und jede Statusveränderung von Individuen ist, ontologisch gesprochen, ein Prozeß. Diese Prozesse werden jedoch in der mit Populationen von Individuen, ihren Merkmalen bzw. ihrem Handeln arbeitenden quantitativen Sozialforschung in der Regel als statische Zusammenhänge bzw., wenn die mögliche Veränderung eines Zusammenhangs in Frage steht, als Zeitreihe statischer Zusammenhänge z.B. zwischen Klassenzugehörigkeit und Parteipräferenz oder zwischen Herkunft und Mobilität erfaßt.⁶ Makrophänomene wie das Zustandekommen eines Gesetzes, die Herausbildung einer bestimmten Verbändestruktur oder die Transformation des Forschungssystems der DDR im Zuge der deutschen Vereinigung werden dagegen in der Perspektive des akteurzentrierten Institutionalismus als ein Prozeß verflochtenen Handelns heterogener Akteure dargestellt. Hier wird der Ablauf des Geschehens selbst zum Untersuchungsgegenstand: Bei der Erklärung von Makrophänomenen auf dem Wege der kausalen Rekonstruktion richtet sich das Augenmerk typischerweise auf das „Wie“ ihres Zustandekommens. Es geht ihr also nicht nur um den Nachweis, *daß* mehrere interdependente Faktoren am Zustandekommen einer Wirkung beteiligt sind, sondern sie will zeigen, über welche Zwischenschritte Ursache und Wirkung jeweils miteinander verbunden sind.

Wiederkehrende Prozesse, die bestimmte Ursachen mit bestimmten Wirkungen verbinden, werden als Mechanismen bezeichnet. Während ein konkreter Prozeß einmalig sein kann, bezieht sich die Bezeichnung Mechanismus immer auf verallgemeinerbare Wirkungszusammenhänge. Aussagen über soziale Mechanismen sind jene Art von Verallgemeiner-

rungen, in denen der Prozeßcharakter der sozialen Wirklichkeit zum Ausdruck kommt. Der Begriff des Mechanismus ist aus den Natur- und Technikwissenschaften importiert, aber auch in der Biologie wird ausdrücklich von (biologischen) Mechanismen gesprochen, wobei der Bezug auf naturwissenschaftlich-technische Vorstellungen durchaus bewußt ist (Machamer u.a. 2000). Immer geht es dabei um die Vergewärtigung des „Wie“ bei der „Bewirkung einer Wirkung“. Bei der – statischen – Analyse von einfachen Kovariationen bis hin zu komplexen Systemen von Wechselwirkungen wird die Existenz verbindender Mechanismen wohl in der Regel unterstellt, bleibt aber implizit. Analytisch ist deshalb zwischen dem Konstatieren von Interdependenzen und Aussagen über ihr schrittweises Zustandekommen, zwischen *Kausalzusammenhängen* und *Kausalmechanismen* (Schimank 2002) zu unterscheiden. Von sozialen Mechanismen wird sowohl in der historisch vergleichenden qualitativen Forschung (MacAdam/ Tarrow/ Tilly 2001) wie in der formalisierenden Analyse von Aggregatprozessen bei Strukturbildung, Mobilisierung und Diffusion (Hedström/ Swedberg 1998) gesprochen. Inhaltlich handelt es sich dabei um durchaus verschiedene Arten von Prozessen. Aber trotz verschiedener Versuche, den Begriff schärfer zu fassen (vgl. z.B. Elster 1998), besteht keine Einigkeit über seine Definition, seine Verwendung und seine wichtigsten Unterkategorien (d.h. Arten von Mechanismen).

Prozesse implizieren immer eine Zeitdimension. Dennoch ist Prozeßhaftigkeit nicht gleichbedeutend mit Historizität. Historizität heißt, daß vergangene Ereignisse prägend in die Gegenwart hineinwirken. Bei der Analyse massenhaften Individualhandelns wird in der Regel vom Entstehungsprozeß der je vorgefundenen Handlungsdispositionen und situativen Gegebenheiten abstrahiert; ihre – nicht geleugnete – historische Bedingtheit bleibt implizit, ist selbst nicht Untersuchungsgegenstand. Je mehr man sich jedoch von der Ebene individuellen Handelns entfernt und Makrophänomene als Explanandum wählt, die *nicht* als Aggregat-effekte massenhaften Individualhandelns erklärbar sind, umso weniger läßt sich die historische Dimension bei der Analyse vernachlässigen. Vergangene Konflikte wirken sich auf gegenwärtige Beziehungen zwischen Staaten aus, und die in einer früheren politischen Situation gewählte Lösung des Problems der Alterssicherung beschränkt heute den

sozialpolitischen Entscheidungsspielraum. Dieses Weiterwirken der Vergangenheit in der Gegenwart wird gern als Pfadabhängigkeit bezeichnet. Mit Pfadabhängigkeit im allgemeinen Sinn, aber auch mit speziellen Mechanismen (wie z.B. *increasing returns* – Pierson 2000), die dabei eine Rolle spielen, befaßt sich insbesondere der (üblicherweise akteurzentrierte) historische Institutionalismus. Bei der Untersuchung eines konkreten Makrophänomens kann sich die Rekonstruktion seiner „Pfadabhängigkeit“, seiner historischen Bedingtheit in der Feststellung einmaliger Zusammenhänge erschöpfen. Es lassen sich aber grundsätzlich auch allgemeine Aussagen über die bei bedingten Zusammenhängen in der Vergangenheit liegenden Voraussetzungen machen, z.B. über die unterschiedlichen Wirkungen vergangener Erfolgs- bzw. Mißerfolgs-erlebnisse oder friedlicher bzw. konflikthafter Beziehungen. Ein gutes Beispiel ist auch Stein Rokkans generalisierende Analyse der Voraussetzungen für eine militärisch-administrative Zentrumsbildung in Europa (Rokkan 2000, 63-65). Auch über den Einfluß den die Reihenfolge, in der bestimmte Schritte z.B. in einem Reformprozeß gemacht werden, auf das Ergebnis des Prozesses hat, sind verallgemeinernde Aussagen möglich. Beyer (2001) hat das am Beispiel des Transformationsprozesses in ehemals sozialistischen Staaten gezeigt.

Die letzte hier zu behandelnde ontologische Besonderheit ist die strukturelle Komplexität von Makrosystemen. Unter „struktureller Komplexität“ soll hier zum einen der mehrstufige Aufbau und zum anderen die interne Differenzierung von Makrosystemen in funktionelle Teilsysteme verstanden werden. Beide Aspekte struktureller Komplexität können zum Gegenstand spezifischer Arten von theoretischen Aussagen werden.

In vertikal differenzierten Mehrebenensystemen werden die Elemente auf den nachgeordneten Ebenen einerseits in ihrem Verhalten von der Einbindung in die Strukturen der höheren Ebene(n) beeinflusst, andererseits generieren sie mit ihrem Verhalten die Vorgänge auf der höheren Ebene. Der zweite Ast dieses Wechselspiels erlaubt Aussagen über Emergenzen, d.h. über Makroeffekte, deren Ursachen Vorgänge auf einer der nachgeordneten Systemebenen sind. Aus der Diskussion über die unterschiedlichen Wirkungen von hierarchischen, marktformigen und netzwerkartigen Formen sozialer Koordination (vgl. z.B. Scharpf 1997)

ist grundsätzlich die Tatsache geläufig, daß verschiedene Strukturen sich durch ihre Folgen, ihre typischen Outcomes unterscheiden. Geht man bei vertikal differenzierten sozialen Systemen grob vereinfachend von einer Mikro-, einer Meso- und einer Makroebene aus, dann läßt sich feststellen, auf der Mikro- und der Mesoebene unterschiedliche strukturelle Gegebenheiten⁷ an der Erzeugung von Makroeffekten beteiligt sind. Das erlaubt, ja erfordert eine entsprechende Differenzierung bei den Aussagen über die Prozesse, die emergente Makroeffekte generieren. Auf der Mikroebene können Makroeffekte durch Prozesse massenhaften unkoordinierten, aber möglicherweise interdependenten Individualhandelns erzeugt werden (Aggregateffekte); auf der Mesoebene geschieht dies durch das strategische Handeln und die Interaktion korporativer und kollektiver Akteure (Konstellationseffekte). Damit gehören Aussagen über das Entstehen von Aggregateffekten und Aussagen über das Entstehen von Konstellationseffekten zu den von der Beschaffenheit von sozialen Makrosystemen ermöglichten und nahegelegten Verallgemeinerungen. Auf der Mikroebene individuellen Handelns bestimmen die Merkmalsverteilung und die vorgegebene Kontaktstruktur in einer Bevölkerung z.B. den Verlauf eines Mobilisierungsprozesses oder die Diffusion einer ideellen, technischen oder biologischen Innovation (HIV, BSE). Auf der Mesoebene haben wir es dagegen eher mit interaktiven Konstellationen korporativer Akteure mit bestimmten Präferenzen in einer Situation zu tun, die durch unterschiedliche mögliche *Outcomes* definiert ist. Solche strukturellen Konstellationen können spieltheoretisch modelliert, sie können aber auch in Dimensionen wie konzentriert versus fragmentiert und hierarchisch versus netzwerkartig beschrieben werden, wie das etwa der Fall ist, wenn wir Parteiensysteme, Verbände-systeme oder die Organisation von Großunternehmen beschreiben. Soweit komplexe soziale Systeme eine Mehrebenenstruktur besitzen, fallen in diese Kategorie auch Aussagen über die Folgen von Akteurkonstellationen, die Akteure auf der Meso- und der Makroebene interaktiv miteinander verbinden. Derartige Konstellationen und ihre Folgen sind von Robert Putnam als „Two-Level Games“ modelliert, von Fritz Scharpf als „Politikverflechtungsfalle“ analysiert und von Edgar Grande als „Paradox der Schwäche“ beschrieben worden (Putnam 1988, Scharpf et al. 1976, Grande 1996).

Mit der funktionalen Differenzierung sozialer Systeme hängen (mindestens) zwei weitere Arten von Aussagen zusammen, die bei der kausalen Rekonstruktion von Makrophänomenen gemacht werden können, nämlich Aussagen über systemische Interdependenzen und Aussagen über funktionale Zusammenhänge. Systemische Interdependenzen sind ein besonderer Typus von komplexen Wirkungszusammenhängen: es sind Beziehungen wechselseitiger Abhängigkeit und Beeinflussung zwischen verschiedenen Institutionen bzw. zwischen verschiedenen, gleichzeitig ablaufenden Prozessen. Die einzelnen Institutionen bzw. Prozesse sind parametrisch miteinander verknüpft, d.h. sie können wechselseitig wichtige Randbedingungen füreinander verändern. Systemische Interdependenzen lassen sich innerhalb gesellschaftlicher Teilbereiche (z.B. der Wirtschaft), innerhalb eines Nationalstaats (z.B. zwischen politischer Verfassung und Verbändestruktur) oder auf der internationalen Ebene beobachten. Systemische Interdependenzen können für eine Institution wie z.B. ein gegebenes Rentensystem stabilisierend sein oder sie zur Veränderung drängen. Die Theorie der Produktionsregimes etwa besagt, daß verschiedene Institutionen der Wirtschaft wie die Unternehmensverfassung, die typische Art der Finanzierung, die Organisation der kollektiven Arbeitsbeziehungen und das betriebliche Ausbildungssystem einander wechselseitig stabilisieren, was ein solches Regime insgesamt veränderungsresistent macht (Teubner 1999). Institutionelle Interdependenzen sind vor allem im Rahmen der Forschung über Varianten des Kapitalismus untersucht worden (Crouch/ Streeck 1997).

Die Existenz systemischer Interdependenzen ist auch die Grundlage für die Möglichkeit funktionaler Aussagen. Eine Institution als funktional oder disfunktional zu bezeichnen heißt nichts weiter als festzustellen, daß sie für etwas Drittes förderlich bzw. schädlich ist. Ein Gesetz, das die kollektiven Arbeitsbeziehungen verändert, kann Auswirkungen auf das Wirtschaftswachstum haben. Die positive oder negative Wirkungswirkung muß sich allerdings auf eine konkrete Größe beziehen; Aussagen, die mit einem systemischen Selbsterhaltungstrieb operieren und dann vielleicht sogar die Existenz der Ursache kausal aus ihrer Wirkungswirkung ableiten, sind für den empirischen Sozialforscher nicht akzeptabel.

Wenn hier nacheinander verschiedene Arten von möglichen Verallgemeinerungen erörtert wurden, die sich im Rahmen der kausalen Rekonstruktion von sozialen Makrophänomenen gewinnen lassen, dann stellt sich am Ende die Frage, ob und wenn ja, wie diese verschiedenen Arten von verallgemeinernden Aussagen miteinander zusammenhängen. Eingangs wurde gesagt, daß die ontologischen Besonderheiten sozialer Makrophänomene, auf die die verschiedenen Aussagearten sich beziehen, einen multidimensionalen Merkmalsraum aufspannen. Reale Makrophänomene lassen sich entlang verschiedener Dimensionen dieses Merkmalsraums beschreiben und analysieren. Je für sich genommen sind die Aussagen, die sich auf die verschiedenen Dimensionen beziehen, Alternativen. Aber es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen den verschiedenen Aussagearten, sie bilden gewissermaßen ein kohärentes Aussagensystem. Logisch am Anfang stehen Aussagen über Kausalzusammenhänge, über Systeme von Wechselwirkungen. Diese werden durch Aussagen über soziale Mechanismen dynamisiert und in ihrem Zustandekommen erklärt. Die übrigen Aussagearten stellen weitere Differenzierungen dar, es sind Unterkategorien von Kausalzusammenhängen und Kausalmechanismen: Alle konkreten Makrophänomene sind von vorangegangenen Entwicklungen und Ereignissen und zugleich von ihrer Einbettung in bestimmte vertikal und funktional differenzierte Sozialsysteme geprägt, und haben ihrerseits Wirkungen auf andere Makrophänomene in Gegenwart und Zukunft. Das Erkenntnisinteresse der Wissenschaft richtet sich jedoch aus kognitiven wie aus forschungspraktischen Gründen immer nur selektiv auf Wirklichkeit. Verschiedene Forscher stellen unterschiedliche Fragen an ein und denselben Gegenstand, was zu dem oft bemerkten und manchmal kritisierten theoretischen Eklektizismus der Sozialwissenschaft führt. Dieser Eklektizismus ist aber nicht ontologisch, sondern pragmatisch begründet; er ist unsere Art, mit dem Problem der „requisite variety“ umzugehen, vor das eine komplexe Wirklichkeit uns stellt.

- Scharpf, Fritz W., 1997: *Games Real Actors Play. Actor-Centered Institutionalism in Policy Research*. Boulder Col.: Westview Press
- Scharpf, Fritz W./ Vivien A. Schmidt (Hrsg.), 2000: *Welfare and Work in the Open Economy – From Vulnerability to Competitiveness*. Oxford: Oxford University Press.
- Scharpf, Fritz W., 2002, Kontingente Generalisierung in der Politikforschung. In: Mayntz, Renate (Hrsg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*. Frankfurt/ New York: Campus, 213-235
- Schimank, Uwe, 2002, Theoretische Modelle sozialer Strukturodynamiken: Ein Gefüge von Generalisierungsniveaus. In: Mayntz, Renate (Hrsg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*. Frankfurt/ New York: Campus, 151-178
- Teubner, Gunther, 1999: Eigensinnige Produktionsregimes: Zur Ko-evolution von Wirtschaft und Recht in den varieties of capitalism. In: *Soziale Systeme* 5(1), 7-25.

Die Autorin

Geboren in Berlin, Studium in den USA (B.A. 1950) und an der Freien Universität Berlin (Dr. phil. 1953); dort auch Habilitation (1957). Erste Forschungstätigkeiten im UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften Köln, später als DFG-Stipendiat und als Rockefeller Fellow in den USA. 1965 Ordinarius für Soziologie an der Freien Universität Berlin, 1971 an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer, 1973 an der Universität zu Köln. Gründete 1985 das Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung (MPIfG) in Köln. Direktorin am MPIfG von 1985 bis zur Emeritierung 1997.

Forschungsschwerpunkte: Sozialwissenschaftliche Makrotheorie, vergleichende Gesellschafts- und Politikforschung, Organisations- und Verwaltungssoziologie, Techniksoziologie.

Ausländische Lehrtätigkeiten: Columbia University, New York; New School for Social Research, New York; University of Edinburgh; FLASCO (Facultad Latino-Americana de Ciencias Sociales), Santiago de Chile; Stanford University.

Ehrenpromotionen (Dr. h.c.) Universität Uppsala 1977, Universität Paris X – Nanterre 1979, Europäisches Hochschulinstitut Florenz 2002. Arthur-Burkhardt Preis 1991, Schader-Preis 1999.